

Braunschweigische
Wissenschaftliche Gesellschaft

Jahrbuch 2017

Sonderdruck
Seiten 258–274



J. CRAMER Verlag · Braunschweig
2018

Kommunikative Vorzeit: Wissenschaftler im Briefpostzeitalter¹

JÜRGEN OSTERHAMMEL

Fachbereich Geschichte und Soziologie, Universität Konstanz, Postfach 6, 78457 Konstanz,
E-Mail: juergen.osterhammel@uni-konstanz.de

Sehr geehrte Frau Präsidentin Kaysser-Pyzalla, sehr geehrter Herr Präsident Richter, sehr geehrter Herr Landesbischof Meyns, sehr geehrter Herr Direktor Henkel, meine Damen und Herren!

Dieser dritte Vortrag des heutigen Nachmittags führt uns zurück in eine Epoche, die ich als „Vorzeit“ bezeichnet habe, als etwas Mythisch-Wolkiges, an das sich niemand mehr erinnern kann. Das ist ironisch übertrieben. Man hätte auch ein Fragezeichen hinter den Titel setzen können, damit aber schon etwas von der These verraten, die hier erläutert werden soll: die These nämlich, dass trotz der revolutionären Neuartigkeit unserer heutigen Kommunikationsmöglichkeiten auch Verbindungen zurück zur Vergangenheit gezogen werden können. Die naheliegende Rückfrage, ob diese historische Dimension – die es ja überall gibt, weshalb es nach wie vor von Historikern wimmelt – überhaupt interessant ist, werden Sie hoffentlich am Ende dieses Vortrags beantworten können.

I.

Die Kommunikationsrevolution, die unsere Lebens- und Arbeitssituation radikal verändert, hat sich innerhalb der letzten dreißig Jahre ereignet. Wer heute fünfundsechzig Jahre alt ist, hat in den 1970er Jahren noch das Ende des Telegraphenzeitalters erlebt (jedenfalls aus der Sicht des Privatbenutzers), also einer Technologie, die etwa ein Jahrhundert lang weltweit im Gebrauch war. Ebenso erinnert er sich daran, dass Telefonieren teuer war. Als Akademischer Rat im Freiburg der achtziger Jahre hatte ich keine «Auslandsgesprächsberechtigung» und musste Kontakte mit England über den Apparat des Chefs pflegen. Neben manchem Telefon las man die – heute wehmütig vermisste – Mahnung: „Fasse dich kurz!“

¹ Vortrag des Preisträgers auf dem Preiskolloquium „*Geschichte der wissenschaftlichen Kommunikation und gegenwärtige Herausforderungen*“, veranstaltet anlässlich der Verleihung des Abt Jerusalem-Preises am 21. November 2017 im Kloster Riddagshausen.

Wer noch in den achtziger Jahren wissen wollte, welche Bücher eine Bibliothek besaß, musste sich persönlich dorthin begeben und einen Zettelkatalog durchsehen. Meinen ersten Kontakt mit einem – noch unvernnetzten – OPAC hatte ich 1992 beim Besuch der Library of Congress in Washington, DC, der größten Bibliothek der Welt. Der Karlsruher Virtuelle Katalog, eine Meta-Suchmaschine, mit der Geisteswissenschaftler gerne arbeiten, wurde 1996 öffentlich zugänglich. Beim Stand vom Januar 2017 erfasst der noch umfassendere WorldCat 389 Millionen Einträge und 2,5 Milliarden Bestandsnachweise aus Bibliotheken in nahezu allen Ländern der Erde.² In der Tat eine Kommunikationsrevolution!

Das Briefpostzeitalter endet erst vor unseren Augen. Ich selbst war bis 1996 an der Fernuniversität Hagen tätig. Damals haben wir unseren Korrespondenz-Studierenden – oft Ruheständlern, von denen viele keinen PC besaßen – noch Studienbriefe in Papierform geschickt. Das Herz der Universität bildeten eine riesige Druckerei und eine Packhalle für Materialsendungen. Studierende wurden telefonisch beraten. Erst am Ende der neunziger Jahre wurde der Studienbetrieb auf digitale Technik umgestellt.

Im Niedergang zeigt das Briefpostzeitalter seinen paradoxalen Charme, etwa in Schwundformen der trägerlosen Semi-Brieflichkeit, also dem Telefax (das auf Französisch deutlicher *la télécopie* heisst), oder der kostensenkenden Schein-Epistolarizität des eingescannten E-Mail-Anhangs. Geradezu anrührend sind Retro-Gesten einer Zivilisiertheit, die heute niedergetwittert zu werden droht: Wenn man formsicheren Kollegen im Alter von, sagen wir, über 75 ein Buch oder einen Sonderdruck schickt, dann erhält man nicht selten – sofern nicht gerade buchstäblich „postwendend“ die Gegengabe folgt – eine eigenhändig mit Füllfederhalter beschriftete Kunstpostkarte. Kollegen meiner eigenen Generation senden im günstigen Fall eine E-Mail, die Jüngeren, die sich in der Produktion von Anträgen und Gutachten verzehren und keine Zeit für altmodische Förmlichkeiten haben, reagieren meist gar nicht. Besonders knorrige oder fürsorgliche Charaktere schicken eine Errataliste.

Ob es heute noch Gelehrtenkorrespondenzen alten Stils gibt? Also sorgfältig geführte Briefwechsel von reduziertem Trivialitätsgehalt, die durchaus mit einem optimistischen Seitenblick in Richtung Unsterblichkeit inszeniert werden, wie es nicht selten bei früheren Gelehrtenkorrespondenzen der Fall war? Das wird sich in einigen Jahrzehnten zeigen, wenn Wissenschaftshistoriker das frühe 21. Jahrhundert entdecken und dann in den Privatarchive nicht so sehr Leitzordner als platzsparende digitale Speichermedien finden werden – die dann hoffentlich noch lesbar sind.

Als besonders briefwechsel-affin erweisen sich Diskursfelder, deren Vertreter nicht auswechselbare Projekt-Implementatoren, sondern charismatische Denker-

² <https://de.wikipedia.org/wiki/WorldCat> [Zugriff am 14.11.2017].

persönlichkeiten sind, an der Spitze selbstverständlich die Philosophie. Aus dem 20. Jahrhundert haben wir edierte Briefwechsel zum Beispiel von Karl Jaspers, Hannah Arendt, Theodor W. Adorno, Bertrand Russell, Ludwig Wittgenstein, Isaiah Berlin oder (neuerdings) Martin Heidegger. Historikerbriefe hingegen werden nur (noch) selten ans Licht der Öffentlichkeit gebracht. Eine Ausnahme bildet die Korrespondenz innerhalb der französischen *Annales*-Schule, die Jahre zwischen 1928 und 1943 umfassend. Die 2014 in schonender Auswahl veröffentlichten Briefe des Oxforder Historikers Hugh Trevor-Roper (später Lord Dacre) appellieren als verbale Säureattacken auf Kollegen vor allem an Witzbolde und Sadisten. Seriöser ist der Briefwechsel zwischen den berühmten Sozialhistorikern Nathalie Zemon Davis und E. P. Thompson aus den frühen 1970er Jahren, den die renommierte Zeitschrift *Past & Present* im Jahre 2017 publiziert hat.³

Aber solche Einzelfälle und Kuriositäten ändern nichts am Grundbefund: Der Brief hat als Medium der wissenschaftlichen Kommunikation seine besten Zeiten hinter sich. Als physisches Objekt, das eines Boten bedarf, gibt es ihn nur noch selten. Und in der Gestalt von E-Mail ist er eher eine rhetorikarme *message* als die Fortsetzung einer großen literarischen Tradition, die mit Cicero und dem Apostel Paulus begann.

II.

An unser Thema – den wissenschaftlichen Brief – kann man drei Fragen stellen: (1) *Was* wird gesagt? (2) *Wie* wird es gesagt? (3) *Wer* sagt es *warum* zu *wem*?

Zur ersten Frage lassen sich nur sehr schwer allgemeine Aussagen treffen. Bei der zweiten Frage haben wir es mit zeittypischen Repertoires von möglichen Formen zu tun. Das möchte ich im letzten Teil des Vortrags an einigen Beispielen erläutern. Zunächst soll die dritte Frage im Mittelpunkt stehen.

Wenn man „scholarly communication“ nicht bloß als den Austausch und die Zirkulation von Inhalten versteht, sondern als ein strukturiertes Verhalten im Umgang von Wissenschaftlern untereinander, „a social system of interaction among scholars“,⁴ dann richtet sich die Aufmerksamkeit auf soziale Praktiken in Gemeinschaften: Gemeinschaften, die durch solche Interaktion und Kommunikation überhaupt erst entstehen. Es geht mehr um das Briefeschreiben als um die

³ Marc Bloch / Lucien Febvre, *Correspondances*, éd. Bertrand Müller, 3 Bde., Paris 1994-2003; Hugh Trevor-Roper, *One Hundred Letters from Hugh Trevor-Roper*, ed. by Richard Davenport-Hines, Oxford 2014; Andrea Walsham, *Rough Music and Charivari: Letters between Natalie Zemon Davis and E.P. Thompson*, in: *Past & Present* 235 (2017), S. 243-62.

⁴ John J. Regazzi, *Scholarly Communications: A History from Content as King to Content as Kingmaker*, Lanham, MD 2015, S. 4, unter Berufung auf William D. Garvey / Belver C. Griffith, *Scientific Communication as a Social System*, in: *Science*, Bd. 157, Nr. 3792, 1. September 1967, S. 1011-16.

Briefe selbst. Welchen Zwecken dient es, wenn es offensichtlich *mehr* ist als das Mitteilen von Forschungsergebnissen? Wie haben sich diese Zwecke historisch verändert? Und wenn Briefe sie nicht mehr erfüllen, was und wer erfüllt sie dann?

Nicht jeder Brief, den ein Wissenschaftler schreibt, ist schon ein wissenschaftlicher Brief. Wenn es sich nicht gerade um Ausnahmepersönlichkeiten wie Charles Darwin, Max Weber, Sigmund Freud oder Albert Einstein handelt, werden Privatbriefe von Editoren oft nicht berücksichtigt. Indes ist die Grenze zwischen Privatem und Wissenschaftlichem nicht leicht zu ziehen. Sie ist je nach den epochalen und regional-kulturellen Umständen variabel. Über soziale Interaktion sagen private Briefe im Allgemeinen mehr aus als streng wissenschaftliche. In Privatbriefen oder, realistischer gesagt, in den persönlichen Abschnitten, die auch ein wissenschaftlicher Brief enthalten muss, um überhaupt zum kommunikativen Akt zu werden, werden Beziehungen geknüpft, gepflegt und in ihrem Intensitätsniveau und Wärmegrad reguliert.

Die Frequenz und Häufigkeitsverteilung von Briefen ist ein weiterer Parameter. Ab wann wird ein sporadischer Austausch von Briefen zu einem stabileren und länger andauernden Briefwechsel? Jeder kennt Kollegen, denen man vier bis fünf E-Mails schreiben muss, um endlich eine Antwort zu erhalten. Verzeiht man es ihnen, hält man sie für arrogant oder nur für nachlässig? Im Briefpostzeitalter war der Aufwand des Schreibens so groß, dass solche Erwartungsenttäuschungen weniger tolerabel waren, als sie es heute sind. Andererseits war die Taktung weniger eng. Man entschuldigte sich, wenn man mit der Antwort Wochen oder Monate gewartet hatte, nicht bloß wenige Tage.

III.

Wir sind heute daran gewöhnt, in Kommunikationsnetze eingewoben zu sein: über soziale Netzwerke, Internetforen und vor allem grenzenlos erweiterbare Mailinglists. Das ist, mehr noch als die Verdichtung der Zeit, der wichtigste Unterschied zum Briefpostzeitalter. Damals war, was heute ein Kinderspiel ist, ziemlich aufwändig.

Das „cc:“ auf jeder E-Mail-Oberfläche bedeutet euphemistischerweise „carbon copy“, also den fingerschwärzenden Durchschlag mit „Kohlepapier“, der zusammen mit der Schreibmaschine im Orkus versunken ist. Wenn man früher zehn Empfänger denselben Brief lesen lassen wollte, brauchte man zehn Exemplare und zehn Briefmarken. Man tat es deshalb selten und bei hundert Adressaten so gut wie nie. Das Netzwerken ist heute technisch unvergleichlich einfacher geworden. Dennoch hat es seit Jahrhunderten Korrespondenznetzwerke von Gelehrten gegeben. Mittlerweile halten Wissenschaftshistoriker solche Netze für eine fundamental wichtige Rahmung der europäischen Wissenschaftsgeschichte.

Je schwächer Institutionen wie Akademien oder Forschungsuniversitäten ausgebaut waren, desto wichtiger wurden informelle Strukturbildungen auf dem Korrespondenzweg.

Oft lassen sich erst über genaue Analysen großer Mengen von Briefen Zusammenhänge erkennen, die man „invisible colleges“ genannt hat: gewissermaßen Papierakademien, gebildet von Gelehrten, die selten oder nie Gelegenheit hatten, sich persönlich zu treffen.⁵ Schon im 17. Jahrhundert entstand auf diese Weise eine virtuelle *republic of letters*, eine Gelehrtenrepublik oder vielleicht besser, wenngleich weniger anschaulich übersetzt: Gelehrtenöffentlichkeit. Forschungen darüber werden in Stanford, Oxford, Leiden und an anderen Orten inzwischen mit den Mitteln von *digital humanities* in großem Stil unternommen. Zunehmend werden Briefe bedeutender Wissenschaftler *on-line* zugänglich gemacht.

Die europäische, weit nach Übersee ausgreifende Gelehrtenrepublik war nach Zentren, Subzentren und Peripherien strukturiert. Das sieht man an der geographischen Verteilung der angesehensten Wissenschaftler und der Korrespondenzdichte im Raum. London und Paris waren seit dem 17. Jahrhundert kontinuierlich Zentren. Im 18. Jahrhundert fielen Leiden und die italienischen Städte zurück, Edinburgh/Glasgow und Uppsala, Göttingen und Berlin stiegen auf. Einzelne amerikanische Korrespondenten beteiligten sich, z.B. Benjamin Franklin. Im 19. Jahrhundert wurden Oxford und Cambridge wichtiger als zuvor; in den 1870er Jahren begann der Aufstieg der US-amerikanischen Universitäten. Die wissenschaftliche Landschaft diversifizierte sich zusehends. 1900 hatten Zürich, Wien, Leipzig, oder Tokio als Kommunikationsknotenpunkte Bedeutung erlangt. Die internationale Korrespondenz unter Wissenschaftlern nahm deutlich zu; zugleich ging der lokale Briefverkehr in dem Maße zurück, wie man sich in den großen Zentren persönlich begegnete.

Bis an die Schwelle des Zeitalters elektronischer Kommunikation ist der Austausch von Briefen von der Logistik des Postwesens abhängig gewesen. Es war eine Besonderheit der europäischen Post, dass sie, anders als die ebenfalls gut ausgebauten Post im kaiserlichen China, nicht allein für die amtliche Kommunikation reserviert war. Sie war von Anfang an kommerziell organisiert. Jeder, der dafür zahlte, konnte Briefe transportieren lassen.⁶ Die Verbindung zu den Kolonien

⁵ Vgl. David A. Kronick, The Commerce of Letters: Networks and “Invisible Colleges” in Seventeenth- and Eighteenth-Century Europe, in: *The Library Quarterly* 71 (2001), S. 28-43.

⁶ Wolfgang Behringer, *Im Zeichen des Merkur. Reichspost und Kommunikationsrevolution in der Frühen Neuzeit*, Göttingen 2003 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 189); viel Material auch in Jürgen Wilke, *Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert*, Köln / Weimar / Wien 20082; ders., *Gesammelte Studien*, 2 Bde., Bremen 2009-11; ders., Entwicklungsstufen und Determinanten der Kommunikationsgeschichte, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 53 (2002), S. 410-23.

wurde anfangs durch Kurierdienste gesichert, die sich zunehmend für private Kunden öffneten. Die Kosten des Briefverkehrs reduzierten sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts dramatisch mit der Verbreitung der Eisenbahn und dem Aufbau eines Postdampferwesens. Gleichzeitig wurde, zunächst in Großbritannien, die Gebührenstruktur radikal verändert. Musste bis dahin der *Empfänger* eines Briefes nach der Zahl der eingelegten Bögen und der Entfernung zum Absender zahlen, so wurde nun ein einheitlicher Inlandstarif eingeführt, den der *Absender* mittels Briefmarken zu begleichen hatte.⁷

Eine solche Penny Post gab es in Großbritannien seit 1840. Sie entlastete Briefschreiber von der Sorge, mit ihrer Sendung möglicherweise den Empfänger zu verstimmen oder gar dem Ruin näher zu bringen. Der 1874 gegründete Weltpostverein, an dem bald auch Ägypten, das Osmanische Reich und Japan beteiligt waren, schuf erstmals ein Regelwerk für den grenzüberschreitenden Postverkehr und die Abrechnung internationaler Gebühren.⁸ Aber erst 1898 wurde das Prinzip der Penny Post auf das gesamte British Empire ausgedehnt, mit der Folge, dass sich innerhalb des nächsten Jahrzehnts das Briefvolumen verdoppelte.⁹ Seit 1897 ließ der Weltpostverein „natural history specimens“ als Beförderungsgut zu. Bis dahin waren natürlich Objekte aller Art nach Europa gelangt, auf zum Teil abenteuerlichen Wegen. Manches war verloren gegangen, und ein umsichtiger Reisender wie Alexander von Humboldt machte sich die Mühe, botanische und geologische Sammlungen doppelt anzulegen und separat zu verschiffen, um das Risiko des Verlusts zur See zu vermindern. Die Umgarnung des Globus mit Telegrafenkabeln, die im Wesentlichen zwischen 1866 und 1880 erfolgte, hatte außerordentliche Auswirkungen auf Handel und Finanzen, Diplomatie und Presseberichterstattung, verbesserte die *wissenschaftliche* Kommunikation allerdings wenig. Denn die Telegraphie war teuer, konnte keine großen Textmengen verarbeiten, vermochte mathematische Formeln und Bilder nicht zu übermitteln – und erst recht keine materiellen Objekte.

IV.

Während einer „langen“ Frühen Neuzeit, die etwa bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts reicht, wurde die europäische Gelehrtenrepublik durch Briefe

⁷ George A. Coddington, *The Universal Postal Union: Coordinator of the International Mails*, New York 1964, S. 9-11.

⁸ Zur Frühgeschichte des Weltpostvereins vgl. Klaus Beyrer / Wolfgang Behringer (Hg.), *Kommunikation im Kaiserreich. Der Generalpostmeister Heinrich von Stephan*, Heidelberg 1997.

⁹ Keith Jeffery, Crown, Communication and the Colonial Post: Stamps, the Monarchy and the British Empire, in: *Journal of Imperial and Commonwealth History* 34 (2006), S. 45-70, hier 51f.

zusammengehalten und immer wieder *in actu* erneuert.¹⁰ Ein Wissenschaftler, der nur publizierte und wenig oder gar nicht korrespondierte, spielte in diesem Milieu keine Rolle und genoss kaum Ansehen. Die Gelehrten waren mobil und verbrachten oft eine Zeit im Ausland – und sei es nur als Begleiter eines jungen Adligen auf der Grand Tour. Auch Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem hielt sich zwei Jahre lang in den Niederlanden auf, danach fast drei Jahre in England, wo er beinahe geblieben wäre.¹¹ Man las in Gelehrtenkreisen Latein und Französisch und schrieb auch in diesen Sprachen. Englisch gewann daneben immer mehr an Bedeutung. Dass der Berliner Forschungsreisende und Allround-Naturwissenschaftler Peter Simon Pallas von 1766 bis 1781 mit dem walisischen Zoologen Thomas Pennant – einem Briefpartner übrigens des bestens vernetzten Braunschweiger Naturforschers Eberhardt August Wilhelm von Zimmermann¹² – auf Englisch korrespondierte, war damals noch ungewöhnlich.¹³ Landesgrenzen spielten eine geringere Rolle als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Erst dann waren Wissenschaftsrivalitäten möglich, die in der Öffentlichkeit als *nationaler* Wettstreit definiert wurden, wie der zwischen Louis Pasteur und Robert Koch in der Mikrobiologie.

Eine kleine Zahl von Autoren stach durch besonderen Korrespondenzfleiß hervor und baute geradezu Briefimperien auf, gewissermaßen Provinzen innerhalb der Gelehrtenrepublik, die ganz auf ihre Person hin angelegt waren:¹⁴ Gottfried Wilhelm Leibniz in Wolfenbüttel (der mit mindestens 1.100 Personen korrespondierte),¹⁵

¹⁰ Zur Gelehrtenrepublik vgl. einführend Hans Bots / Françoise Waquet, *La république des lettres*, Paris 1997; Richard van Dülmen / Sina Rauschenbach (Hg.), *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*, Köln / Weimar / Wien 2004; Peter Burke, *A Social History of Knowledge. From Gutenberg to Diderot*, Cambridge 2000; ders., *A Social History of Knowledge. From the Encyclopédie to Wikipedia*, Cambridge 2012; Ulrich Johannes Schneider (Hg.), *Kultur der Kommunikation. Die europäische Gelehrtenrepublik im Zeitalter von Leibniz und Lessing*, Wiesbaden 2005 (Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 109); ders. (Hg.), *Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert*, Berlin / Boston 2008.

¹¹ Wolfgang Erich Müller, *Johann Friedrich Jerusalem. Eine Untersuchung zur Theologie der „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion“*, Berlin / New York 1984, S. 3f.

¹² Petra Feuerstein-Herz, *Der Elefant der Neuen Welt. Eberhard August Wilhelm von Zimmermann (1743-1815) und die Anfänge der Tiergeographie*, Stuttgart 2006, S. 73.

¹³ Peter Simon Pallas, *A Naturalist in Russia: Letters from Peter Simon Pallas to Thomas Pennant*, ed. by Carol Urness, Minneapolis, MI 1967.

¹⁴ Zu Korrespondenznetzwerken vgl. vor allem Lindsay O'Neill, *The Opened Letter: Networking in the Early Modern British World*, Philadelphia 2015; sowie Brian Ogilvie, *Correspondence Networks*. in: Bernard V. Lightman (Hg.), *A Companion to the History of Science*, Malden, MA 2016, S. 358-71; Chartier Roger (Hg.), *La correspondance: Les usages de la lettre au XIXe siècle*, Paris 1991; Regina Dauser u.a. (Hg.), *Wissen im Netz. Botanik und Pflanzentransfer in europäischen Korrespondenznetzen des 18. Jahrhunderts*, Berlin 2008 (Colloquia Augustana, Bd. 24); Pierre-Yves Beaurepaire (Hg.), *La plume et la toile: pouvoirs et réseaux de correspondance dans l'Europe des Lumières*, Arras 2002; Marie Laurence Netter, *Les correspondances dans la vie intellectuelle: introduction*, in: *Mil neuf cent* no. 81 (1990), S. 5-9, sowie das damit eingeleitete Themenheft.

Albrecht von Haller in Zürich,¹⁶ Carl von Linné in Uppsala, Sir Joseph Banks in London, Alexander von Humboldt in Paris und Berlin. Es ist unfassbar, wie diese Männer – keine Frau findet sich in dieser Gruppe – ihre Schreibleistung von Zigtausenden oft langer Briefe bewältigten. Gewiss halfen manchmal Sekretäre, aber vieles wurde doch abends bei Kerzenschein mit buchstäblich fliegender Feder zu Papier gebracht. Allein die Feinmotorik solch geschwinden Schreibens dürfte anthropologisch im Verschwinden begriffen sein.

Charakteristisch für diese emsigen Weber an der Korrespondenztextur der Gelehrtenrepublik war, dass sie Briefe relativ wenig dazu benutzten, ihre *eigenen* Resultate und Ansichten mitzuteilen. Sie sammelten Daten, erkundigten sich nach Manuskripten, baten um Nachforschungen und Zusendungen und instruierten Schüler, die sie auf Forschungsreisen schicken. Das spektakulärste Beispiel ist Leibniz' Korrespondenz mit den Jesuiten in China, die von 1689 bis 1714 dauerte. Sie ist von der Leibniz-Forschungsstelle in Hannover vorbildlich ediert worden.¹⁷ Es war ein Handel auf Gegenseitigkeit. Leibniz schöpfte systematisch die China-Kenntnisse der gelehrten Missionare ab, während es dem Ansehen der Jesuiten, die in Rom einen schweren Stand hatten, nutzte, dass eine gesamteuropäische Berühmtheit wie Leibniz sie als Kollegen auf Augenhöhe behandelte. Daneben wandten sich die Jesuiten aus China, aber auch aus Amerika und von der Levante, in gedruckten Briefen unmittelbar an das europäische Publikum, den *Lettres édifiantes et curieuses*, die ab 1702 in einer Art von Jahrbuch erschienen. Der Übergang vom gedruckten Brief – wir befinden uns offensichtlich in der großen Zeit des Briefromans – zum Pamphlet und zur Zeitschrift war fließend. Wichtige Wissenschaftlerbriefe verschwanden nicht in der Schublade ihrer Empfänger, sondern zirkulierten weiträumig.

Große Vermittler, also Wissenschaftsmanager der damaligen Zeit, mussten nicht unbedingt auch Denker ersten Ranges sein; Leibniz und Alexander von Humboldt waren hier auffällige Ausnahmen. Wissenschaftsmanagement hieß in der Frühen Neuzeit neben *institution-building*, also etwa dem Aufbau der Royal Society und der verschiedensten Akademien, noch mehr als heute das In-Beziehung-Setzen von Wissenschaftlern und das Brückenbauen zwischen Fächern (Interdisziplinarität ist

¹⁵ Nora Gaedeke, Gottfried Wilhelm Leibniz, in: Christiane Berkvens-Stevelinck / Hans Bots / Jens Häsel (Hg.), *Les grands intermédiaires culturels de la république des lettres: études de réseaux de correspondances du XVIe au XVIIIe siècles*, Paris 2005, S. 257-306, hier 265

¹⁶ Hallers Briefkontakte sind besonders gut erforscht: Martin Stuber (Hg.), *Hallers Netz. Ein europäischer Gelehrtenbriefwechsel zur Zeit der Aufklärung*, Basel 2005.

¹⁷ Gottfried Wilhelm Leibniz, *Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China (1689-1714)*, hg. v. Rita Widmaier, übers. v. Malte-Ludolf Babin, Hamburg 2006 (Philosophische Bibliothek, 548); daneben ders., *Briefe über China (1694-1716). Die Korrespondenz mit Barthélemy Des Bosses S.J. und anderen Mitgliedern des Ordens*, übers. v. Malte-Ludolf Babin, hg., kommentiert u. mit einem Vorwort v. Malte-Ludolf Babin u. Rita Widmaier, Hamburg 2017 (Philosophische Bibliothek, 693).

keineswegs eine Erfindung unserer Zeit). Wer kennt heute noch Leute wie Henry Oldenburg (1618–1677) aus Bremen, der im 17. Jahrhundert zum bedeutenden Organisator der englischen Naturforschung wurde und von dem 3.000 Briefe erhalten sind,¹⁸ oder den wohlhabenden Arzt Esprit Calvet (1728–1810), der im späten 18. Jahrhundert Kontakte quer durch Europa knüpfte, nicht zuletzt, um seine antiquarischen und naturkundlichen Sammlungen zu erweitern?¹⁹ Die Bedeutung solcher *cultural brokers* für die kommunikative Verknüpfung innerhalb der Gelehrtenrepublik kann nicht überschätzt werden.

V.

Neben den persönlichen Absichten, die der jeweilige Briefschreiber mit seinem Tun verband, gab es auch systemische Zwecke, die aus heutiger Erfahrung leicht wiederzuerkennen sind. Korrespondenten konnten Macht über Schüler und Untergebene ausüben, wie der kühl kalkulierende Linné es von Uppsala aus tat. Das war freilich erst unter der deutschen Ordinarienuniversität, wie sie im Kaiserreich entstand und insgeheim bis heute fortbesteht, in vollem Umfang möglich. Charakteristischer für das lange 18. Jahrhundert war eher das, was heute gerne als „flache Hierarchien“ propagiert wird, aber nicht unbedingt für bare Münze genommen werden sollte. Der Idee nach war die Gelehrtenrepublik, wie Max Weber gesagt hätte, „bruderschaftlich“ geordnet, ein wenig an die Egalität erinnernd, die gleichzeitig in Freimaurerlogen herrschte oder zumindest programmatisch angestrebt wurde.

Die Grundidee oder vielleicht auch Grundfiktion der Gelehrtenrepublik war der freie Austausch von Gedanken unter „Freunden“. Solche *amicitia*-Ideale darf man nicht anachronistisch verstehen. Die verbreitete Briefanrede als „Freund“ muss nicht unbedingt als Gefühlsausbruch interpretiert werden. Sie bedeutete zunächst einmal nur, dass der Andere als gleichrangig anerkannt wurde und dass man ihm etwas mehr als nur interkollegiale Minimalhöflichkeit entgegenbrachte, nämlich das Vertrauen, dass er ein guter Wissenschaftler und ein zivilisiertes Individuum sei. Damals musste der Gelehrte keineswegs einen Doktorgrad besitzen, und die Habilitation gab es nicht einmal in den deutschen Ländern. Der neben Immanuel Kant größte Philosoph der Aufklärung, David Hume, war ein Studienabbrecher, und Alexander von Humboldt weder Doktor noch Professor. Mangels formaler Zugangspatente und einer geordneten Karriereleiter in der Universität musste man sich auf anderem Wege einen Namen machen.

¹⁸ Jean-Pierre Vittu, Henry Oldenburg „grand intermédiaire“, in: Berkvensk-Stevelinck u.a., *Les grands intermédiaires culturels de la république des lettres*, 183-209, hier 190 (Zahl der Briefe).

¹⁹ Laurence W.B. Brockliss, *Calvet's Web: Enlightenment and the Republic of Letters in Eighteenth-century France*, Oxford 2002.

Die Einladung durch einen bekannten Wissenschaftler, mit ihm in Briefverkehr zu treten, galt als eine Art von Zugangsdiplom in die zahlenmäßig nicht sehr große Welt der *savants*. Umgekehrt war es eine heikle Operation, sich als, wie man heute sagen würde, aufstrebende Nachwuchskraft mit der gebotenen Demut an einen Etablierten zu wenden. Das konnte durchaus schiefgehen. Oft spielten Empfehlungen durch Dritte (oder Vierte) eine wichtige Rolle. Man sieht das häufig in der riesigen Korrespondenz Alexander von Humboldts: Ein Bekannter schickt ihm einen „hoffnungsfrohen Jüngling“ mit dem Hinweis, der sei ein förderungswürdiges Talent, und Humboldt solle doch einmal ein Gespräch mit ihm führen. Der große Mann hat das dann meist auch getan. Er hatte eine feine Nase für Begabungen und setzte sich immer wieder und beharrlich für junge Leute ein. Wenn man das Patronage nennen will, dann der Gerechtigkeit halber ohne negativen Beiklang. Persönliche Förderung war systemisch unvermeidlich. Es gab um 1840 in Preußen kein Emmy-Noether-Programm und keine Juniorprofessur, und Alexander von Humboldt konnte für seine internationale Personalpolitik noch keine Alexander von Humboldt-Stiftung nutzen.

Hatte jemand es nun – auf welchem Weg auch immer – in die Korrespondentenkreise hinein geschafft, dann galten ungeschriebene Regeln²⁰. Dazu gehörte, wie bereits angedeutet, die Reziprozität. Man musste vielleicht nicht sofort reagieren und auch nicht jeden Brief beantworten, aber das Wechselspiel in Gang halten. Briefe waren deshalb oft, für unser Gefühl, erstaunlich persönlich gehalten, weil sie den *Face-to-face*-Kontakt ersetzten. Hatte sich eine Korrespondenz einmal gefestigt, ließ man die anfänglichen rhetorischen Förmlichkeiten beiseite.²¹

Die Gelehrtenrepublik der „langen“ Frühen Neuzeit war zahlenmäßig klein. Nicht jeder, der an einer Universität lehrte, gehörte dazu, denn es war damals möglich zu lehren, ohne zu forschen. Die Fachtagung außerhalb von Akademien war noch nicht erfunden, der wichtigste Begegnungsanlass für heutige Wissenschaftler. Es gab weder Gastwissenschaftlerprogramme noch Institutes of Advanced Study. Deshalb nutzte man Reisen, um die örtlichen Kollegen zu treffen. Manch einer machte sich auch zielstrebig auf den Weg zu einem großen Mann. Es ist erstaunlich, wie viele Leute bei den VIPs persönlich vorbeischaute, etwa bei Charles Darwin in Down House in Kent, oder auch bei Goethe in Weimar, der mit seinen Besuchern lieber über Newtons Farbenlehre und fossile Knochen plauderte als über Literatur. Stets galten dabei die Gesetze der Gastfreundschaft. In Briefen wurde über solche Begegnungen oft an Dritte berichtet. Material dieser Art wurde im 19. Jahrhundert gelegentlich unter dem Titel „Gespräche mit XY“ gesammelt und veröffentlicht.

²⁰ Über Umgangsformen und Hierarchiebildung vgl. Anne Goldgar, *Impolite Learning: Conduct and Community in the Republic of Letters, 1680-1750*, New Haven, CT 1995, Kap. 3.

²¹ Brockliss, *Calvet's Web*, S. 99.

Wo lagen die geographischen Grenzen der europäischen Gelehrtenrepublik? Um 1700 gehörte Peking dazu, um 1800 – nach der Aufhebung des Jesuitenordens – nicht mehr. Im späten 18. Jahrhundert war Philadelphia zu einem wichtigen Subzentrum geworden. Benjamin Franklin, der 1790 starb, wurde in Europa ebenso als geschätzter Kollege betrachtet wie der große Intellektuelle im Weißen Haus – auch das gab es einmal! – Thomas Jefferson, den Humboldt 1804 aufsuchte.²² (Die Humboldt-Büste, seit 1869 im Central Park in New York, ist übrigens in Braunschweig in der Werkstatt von Georg Ferdinand Howaldt gegossen worden.)

Kleine Gelehrtencluster gab es in einigen kolonialen Zentren: in Kalkutta,²³ Batavia (dem heutigen Jakarta) oder Bogotá, wo mit José Mutis, einem Freund Humboldts, ein Weltklasse-Botaniker an der Arbeit war. Die neuere Wissenschaftsgeschichtsschreibung hat darauf hingewiesen, wie viel alle diese *expatriates* einheimischen Gelehrten und Helfern verdankten. Mit diesen buchstäblich „korrespondierenden“ Mitgliedern – so nennen manche Akademien bis heute ihre ausländischen Fellows – der *Republic of Letters* wurde ein reger überseeischer Postverkehr unterhalten, mit dem Orient über Häfen wie Marseille oder Livorno, mit dem fernerem Asien auf den Schiffen der britischen und niederländischen Ostindien-Handelskompanien.

Und dann gab es noch die Forschungsreisenden, die eine ambulante Peripherie der europäischen Gelehrtenwelt bildeten. Manche, wie Humboldt oder der junge Charles Darwin bei seiner fünfjährigen Weltreise auf dem britischen Vermessungsschiff *HMS Beagle*, schrieben fleißig von unterwegs, oft mit erheblichen Portokosten, die sie aus eigener Tasche bestritten. Einige waren in Weltgegenden unterwegs, von wo aus noch keine Post befördert werden konnte; andere fanden es einfach, Briefe nach Europa zu schicken, etwa aus Kairo oder Istanbul. Die eigentlichen Erträge der Reisen veröffentlichte man nach der Rückkehr in umfangreichen Berichtsbänden, in die oft Briefe und Tagebuchaufzeichnungen einfließen.

Gerade Briefe von Fernreisenden waren Dokumente von öffentlichem Interesse. In ihnen wurde oft wirklich Neues mitgeteilt: geographische und ethnologische Entdeckungen, naturkundliche Beobachtungen und Messungen. Als ab den späten 1820er Jahren überall in Europa geographische Gesellschaften gegründet wurden, etwa die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1828) oder die Royal Geographical Society in London (1830), da war es einer der wichtigsten Zwecke ihrer neu ins Leben gerufenen Zeitschriften, solche Briefe „aus dem Felde“ wörtlich abzudrucken. Die Reisenden ihrerseits gaben sich viel Mühe mit solchen Texten, durch

²² Julie Flavell, *When London Was Capital of America*, New Haven, CT 2010.

²³ Vgl. Kapil Raj, *The Historical Anatomy of a Contact Zone: Calcutta in the Eighteenth Century*, in: *Indian Economic and Social History Review* 48 (2011) 1 S. 55-82; zu einem breiteren Kontext vgl. ders., *Relocating Modern Science: Circulation and the Construction of Scientific Knowledge in South Asia and Europe. Seventeenth to Nineteenth Centuries*, New Delhi 2006.

die Reputation und Karrierechancen erworben werden konnten. Diese Hybridform zwischen Brief und Zeitschriftenartikel verschwand allmählich während der folgenden Jahrzehnte. Der Brief als legitimer Erkenntnisträger hatte ausgedient.

Das moderne Wissenschaftssystem entstand in Europa (insbesondere in Deutschland) und Nordamerika im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Man könnte sagen, dass diese Entwicklung nach dem Tod des neunzigjährigen Alexander von Humboldt 1859 begann. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs gab es im Grunde sämtliche Institutionen organisierter Wissenschaft, wie wir sie heute noch kennen: klar definierte Disziplinen, die Forschungsuniversität, das Labor, das spezialisierte Forschungsinstitut, das Tagungs- und Kongresswesen, sogar das Wissenschaftsministerium, wenngleich im deutschen Kaiserreich noch unselbstständig als Abteilung im preußischen „Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten“.

In dieser neuen Wissenschaftswelt des frühen 20. Jahrhunderts erhielten Gelehrtenbriefwechsel eine neue Bedeutung. Ich habe das selbst nicht untersucht und habe auch nur wenige Studien darüber gefunden, aber bei der Vorbereitung dieses Vortrags einzelne schöne Funde gemacht, etwa in Albert Einsteins umfangreicher Korrespondenz oder dem Briefwechsel zwischen Lise Meitner und Otto Hahn. Besonders bemerkenswert ist der sehr umfangreiche, in acht dicken Bänden edierte Briefverkehr des österreichischen Physikers Wolfgang Pauli.²⁴ Pauli hat offenbar mit großer Freizügigkeit und Vertrauensseligkeit seine zahlreichen Einfälle in Briefen zur Diskussion gestellt, bevor sie publiziert wurden. Man fragt sich, ob das unter dem heutigen scharfen Prioritätsdruck noch möglich wäre. Paulis Nobelpreis im Jahre 1945 hat es jedenfalls nicht verhindert.

VI.

Wie wurden Briefe geschrieben? Im 19. Jahrhundert wird der Ton persönlicher und vertraulicher, weil, wie eben angedeutet, inzwischen die semi-öffentliche Funktion wissenschaftlicher Mitteilung und Wahrheitskonstitution auf andere Genres, insbesondere den Zeitschriftenartikel, übergegangen war.

Bei Justus von Liebig wird das deutlich, der selbst ein bedeutender Zeitschriftengründer war: 1832 initiierte er die *Annalen der Pharmacie*, die wenig später in *Annalen der Chemie und Pharmacie* umbenannt und nach Liebig's Tod 1873 zu seinen Ehren in *Justus Liebig's Annalen der Chemie* umgetauft wurden; unter diesem Namen sind sie bis 1997 erschienen. Mit dem drei Jahre älteren Friedrich Wöhler verband ihn eine lebenslange nicht nur akademische, sondern auch

²⁴ Wolfgang Pauli, *Wissenschaftlicher Briefwechsel*, 8 Bde., hg. v. Karl von Meyenn u.a., Berlin 1979-2001.

persönliche Freundschaft. Ihre Korrespondenz dauerte von 1829 bis wenige Tage vor Liebig's Tod.

Anfänglich schreibt Wöhler noch an den „*Lieben Herrn Professor*“ (Liebig hatte schon mit zweiundzwanzig Jahren in Gießen ein Ordinariat erhalten), während Liebig mit „*Liebster Herr Doctor*“ repliziert. Am Beginn geht es um zweierlei: Zum einen soll – was auch gelang – jede Rivalität von vornherein vermieden werden. „Ich bin überzeugt,“ schreibt Liebig im Januar 1830, „dass unser Freundschaftsverhältnis durch die Scharmützel, die wir uns geliefert haben und noch liefern können, nie eine Störung erleiden wird.“²⁵ Die beiden schwören sich – ein überaus vorbildlicher Vorsatz – sich nicht durch die „Hetze“²⁶ Anderer gegeneinander aufbringen zu lassen. In Paris glaube man irrtümlich, sie „lebten in offener Fehde“.²⁷

Zum anderen schicken sie sich dauernd – das mag unter Chemikern bis heute so sein – irgendwelche Substanzen. Liebig, ebenfalls noch im Januar 1830: „Besten Dank für Ihren letzten Brief und die honigsteinsäuren Salze!“²⁸ Und Wöhler umgehend am 17. Januar aus Berlin: „Ich hoffte, lieber Freund, Ihnen heute Schlangenexcrement schicken zu können, aber es ist leider noch immer nicht angekommen.“²⁹ Es kommt überhaupt nicht, und Wöhler muss einen Rückzieher machen: „Mit dem Schlangenexcrement steht es schlecht. Auswärtige Menagerien verlangen 4 Thaler für das Pfund, während es früher für wenige Groschen zu haben war. Vielleicht erhalte ich es wohlfeiler von einer russischen Riesin, die sich mit Schlangen und einem französischen Wolfe, mit dem sie kämpft, hier sehen lässt.“³⁰

Es gibt genug Anderes zu tun. Die beiden experimentieren gewissermaßen um die Wette und überprüfen gegenseitig ihre Laborresultate. Wöhler berichtet, der große Berzelius aus Stockholm sei in Berlin eingetroffen, und Liebig klagt, ins provinzielle Gießen komme so jemand nie.³¹ Mitte Oktober 1830 bietet Wöhler das Du an – damals nicht selbstverständlich – und schwärmt, „dass mir unsere Verbindung eine wahre Erheiterung meines Lebens ist“.³² Nun treten neben den wissenschaftlichen Daten- und Erfahrungsaustausch zunehmend private Familiendinge, Notizen über Reisen, Universitätsquerelen, Gesundheitsprobleme; man sieht sich inzwischen auch öfter, fährt gemeinsam in Urlaub.

²⁵ Wilhelm Lewicki (Hg.), *Wöhler und Liebig: Briefe von 1829-1873*, 2 Bde., Göttingen 1982 (zuerst 1888), Bd 1, S. 2.

²⁶ Ebd., Bd. 1, S. 3.

²⁷ Ebd., Bd. 1, S. 15 (Liebig an Wöhler, 28. 1. 1830).

²⁸ Ebd., Bd. 1, S. 12.

²⁹ Ebd., Bd. 1, S. 13.

³⁰ Ebd., Bd. 1, S. 16.

³¹ Ebd., Bd. 1, S. 27.

³² Ebd., Bd. 1, S. 30.

Ab den sechziger Jahren kommt etwas Politik hinzu, etwa die Kriege von 1866 und 1870. Am Ende gibt Liebig zu, nicht mehr ins Labor zu gehen. 1872 (im Alter von 69 Jahren) bekennt er, das Interesse an Chemie verloren zu haben.³³ Er ist nun ein *global operator* und – das war er wirklich – ein Wohltäter der Menschheit. Bis hin nach Montevideo wird sein Fleischextrakt produziert (von dem er erstaunliche Mengen an Familie Wöhler weiterverschenkt), und aus England erhält er einen Brief von Lord Montague, „worin er mich benachrichtigt, dass meine Bemühungen, die Cloakenmaterien der englischen Städte für die Zwecke der Landwirthschaft verwendet zu sehen, in Erfüllung gehen werden“.³⁴

VII.

Kommen wir am Ende zurück zu Alexander von Humboldt, von dem bereits mehrfach die Rede war. Sein gigantisches Briefwerk ist erst zum Teil ediert. Diese Edition ist allerdings schon umfangreich genug, um aussagekräftig zu sein. Allerdings fehlt es noch an Studien über Humboldts Korrespondenzpraxis. So muss man es wohl nennen. Mit Stil allein ist es nicht getan. Bei Humboldt war der Brief kein Ersatz für andere Formen wissenschaftlicher Mitteilung, kein Krypto-Artikel; insofern muss man ihn als einen modernen Autor sehen. Der Brief war ihm ein Instrument. Humboldt wollte mit seinen Schreiben unmittelbar etwas erreichen. Er hatte, so meine etwas gewagte Vermutung, selten die Nachwelt im Kopf. Humboldts Korrespondenzen mit zahllosen Empfängern sind deshalb das Gegenteil des bis ins Detail kalkulierten und unspontanen Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller, die er übrigens beide gut kannte.

Im Jahre 2015 hat der Göttinger Germanist Albrecht Schöne ein wunderbares Buch *Der Briefschreiber Goethe* vorgelegt, indem er bis zu vierzig Seiten benötigt, um einen einzelnen Brief zu interpretieren.³⁵ Man könnte einzelne Briefe Humboldts einer ähnlich genauen Lektüre unterziehen. Ich möchte aber nur einen einzelnen Aspekt herausgreifen, der auch Albrecht Schöne wichtig ist: Anreden und Schlussformeln.

Hier ist unser heutiges Repertoire, vermutlich ganz unabhängig von den neuen Kommunikationsmedien, außerordentlich verarmt und standardisiert. Anreden haben sich auf drei Optionen reduziert: „sehr geehrt“, „lieb“ und das bei Studierenden fast unvermeidliche „hallo“ (bei Amerikanern „hi“), daneben das etwas verquere „Guten Morgen“, verquere, da ich selbst meine E-Mails meist erst am Abend lese. Die Grußformeln sind ebenso floskelhaft geworden. „Herzlich“ grüßt

³³ Ebd., Bd. 2, S. 354 (26. 1. 1873).

³⁴ Ebd., Bd. 2, S. 169 (12. 10. 1864).

³⁵ Albrecht Schöne, *Der Briefschreiber Goethe*, München 2015.

einen inzwischen sogar die Terminvereinbarungs-Software des Reisepaßamtes. „Freundliche Grüße“ wirken heute fast schon eisig. „Beste Grüße“ sind ein lauer Kompromiss. Vielleicht sollten wir Mut haben, von den gar nicht so staubigen Klassikern zu lernen.

Humboldt, der täglich eine größere Zahl an Briefen mit der Hand geschrieben haben muss, als die meisten von uns elektronisch bewältigen, hält es im engeren Kreis so knapp wie möglich: keine Anrede, am Schluss nur „Ihr A Ht“, also eine Botschaft, wie sie heute seltsamerweise nach den Normen des E-Mail Protokolls für unhöflich gehalten wird. Die nächste Stufe der Verbindlichkeit war bei Humboldt das „Theurer Freund!“, bei ihm noch, anders als bei dem eine Generation jüngeren Liebig, als affektiv schwach aufgeladener Ausdruck der Gelehrten-*amicitia* gemeint:³⁶ die übliche Anrede unter gleichrangigen Gelehrten in der Aufklärungszeit, eher eine zivilisierte Floskel im Gebrauch von jemandem, der gegenüber seinem Verleger Johann Georg von Cotta bekannte, einer „von den Schüchternsten in allen Verhältnissen der Freundschaft“ zu sein.³⁷ Humboldt integriert die Anrede gern in den ersten Satz. Ganz typisch etwa: „Indem ich Ihnen, theurer Freund, meinen innigsten Dank für Ihre ideenreiche, überaus schön geschriebene Rede darbringe, ...“.³⁸ Das schreibt er im Grunde an alle, die nicht wesentlich älter sind als er – mit Ausnahme der preußischen Königsfamilie.³⁹

Bis ins höchste Alter bewahrte sich Humboldt einen unprätentiösen, entspannten, *parlando*-artigen Briefstil. Dennoch haben ihn offenbar nur wenige Korrespondenten umgekehrt als „teuren Freund“ tituliert. Der Verleger Cotta, den Humboldt als „theuerster Baron“ anredet, antwortet unweigerlich mit „Höchstverehrter Geheimrath“. Und selbst der große Berliner Geograph Carl Ritter, nur zehn Jahre jünger als Humboldt, hochdekoriert und ein wahrer wissenschaftlicher *peer*, wie man heute sagen würde, den der 89jährige Humboldt als „theurer Meister“ adressiert,⁴⁰ lässt sich auf die Freundes-Reziprozität nicht ein, sondern bleibt respektvoll bei „Eure Exzellenz“ – die Anrede, die auch überwiegend gegenüber dem Goethe der letzten Lebensjahrzehnte verwendet wurde, wie umgekehrt Goethes letzte Notiz

³⁶ In Liebigs Briefen an Erdmann findet sich noch eher die alte Verwendung von „theurer Freund“: Lothar Beyer / Horst Remane (Hg.), *Justus von Liebig an Otto Linné Erdmann - kommentierte Briefe von 1836 bis 1848*, Leipzig 2016.

³⁷ Alexander von Humboldt / Johann Friedrich von Cotta / Johann Georg von Cotta Cottendorf, *Alexander von Humboldt und Cotta. Briefwechsel*, hg. v. Ulrike Leitner, Berlin 2009 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung, Bd. 29), 18. Januar 1846, Nr. 152, S. 286.

³⁸ Alexander von Humboldt / Johann Franz Encke, *Briefwechsel*, hg. v. Oliver Schwarz / Ingo Schwarz, Berlin 2013 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung, Bd. 37), im März 1841, Nr. 227, S. 251.

³⁹ Alexander von Humboldt / Friedrich Wilhelm IV., *Briefwechsel*, hg. v. Ulrike Leitner, Berlin 2013 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung, Bd. 39).

⁴⁰ Alexander von Humboldt / Carl Ritter, *Briefwechsel*, hg. v. Ulrich Päßler, Berlin 2010 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung, Bd. 32), Nr. 177, S. 217.

an Humboldt (vom 26. Januar 1831) lautet: „Dürft’ ich mir das Glück und die Freude Ew. Excellenz wieder zu sehen auf heute um zwölf Uhr erbitten? In der lebhaftesten Hoffnung, J. W. v. Goethe.“⁴¹ Er hatte Humboldt immerhin schon als Teenager gekannt.

Bei den Schlussformeln gibt es noch viel mehr Varietät. Hier kann man Nähe und Distanz noch feiner regulieren. Standardisiert ist nur die Signatur an den Monarchen: der „allergetreueste“ Humboldt. Sonst handelt es sich um bewusst gestaltete Wissenschaftskommunikation: Humboldt möchte das Vertrauen junger Leute gewinnen, in dem er ihnen ohne Anbiederung „face“ gibt. Bei anderen Anlässen umgarnt er schmeichlerisch diejenigen, von denen er etwas will. Und er will eigentlich immer etwas: von der Finanzierung einer von ihm angeregten Forschungsreise oder der Anschaffung eines teuren Geräts aus der Privatschatulle des preußischen Königs bis zu einer Auskunft, einer präparierten Pflanze oder einem geliehenen Buch. Der fein schattierte Briefton ist gewiss ehrlich gemeint, zugleich aber auch ein Instrument strategischer Kommunikation, manchmal bis zur Schwelle der Manipulation, die auf Erfolg angelegt ist.

Kaum hat der 57jährige Humboldt 1826 den damals fünfunddreißig Jahre alten Astronomen Johann Franz Encke kennengelernt und in ihm den richtigen Mann ausgemacht, um in Berlin eine international konkurrenzfähige Sternwarte aufzubauen, da bahnt er brieflich wie persönlich eine tragfähige *working relationship* an. Der lockere Plauderer Humboldt, soeben aus Paris zurückgekehrt, wird diesmal lakonisch und schreibt an Encke, der als neugewähltes Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften seit kurzem zur Berliner Geisteselite zählt:

„Ich stehe Ihnen, verehrtester College, zu jeder Dienstleistung zu Befehl, und mit Ihnen in recht naher freundschaftlicher Verbindung zu stehen, wird zu den großen Freuden meines hiesigen Aufenthalts gehören. Es ist mir unmöglich heute morgen auszugehen. Dürfte ich Sie bitten, mich zu besuchen. Ich bin für Sie bis 2 Uhr zu Hause. Verzeihen Sie die Freiheit. Humboldt.“⁴²

So macht man das, wenn ein neuer Kollege auf der Bildfläche erscheint. Und nun wird ganz rasch eine Beziehung aufgebaut, die bis zu Humboldts Tod andauern wird und in 413 Briefen dokumentiert ist. Außerdem haben sich die beiden in Berlin sehr oft getroffen. Alles, möchte man sagen, unnachahmlicher Humboldt, aber den leichten *touch* möchte man ihm doch gerne abschauen. Der vorletzte Zettel von 1857 (Humboldt ist damals 88): Da sind zwei junge französische Bergwerksingenieure mit einer Empfehlung des Kollegen Soundso aus Paris gekommen: Haben Sie doch die Güte, lieber Encke, und zeigen Sie ihnen das große Teleskop «und besonders Sich Selbst»! «Dankbarst, Humboldt».⁴³ Das genügt.

⁴¹ <http://bibliothek.bbaw.de/goethe/ausstellung/netzwerke/briefe/#humboldt> [Zugriff am 14.11.2017]

⁴² Humboldt / Encke, *Briefwechsel*, Nr. 2, S. 56.

⁴³ Ebd., Nr. 412, S. 446.

Während dreier Jahrzehnte bleibt es schwankungslos bei diesem Ton sympathiege-tragener Professionalität Humboldts gegenüber Encke: „Freundschaftlichst“, „Mit inniger Anhänglichkeit“, „Ganz Ihr Humboldt“, „Dankbarst und verehrungsvoll“ („verehrungsvoll“ oder „Mit alter Verehrung“ schreibt er auch gerne an den Altphilologen August Böckh).⁴⁴ Einmal, 1851, als der schlaflose Humboldt nachts den Diener ein Blatt Papier mit einer dringenden Frage nach einem 1847 gesehenen Kometen zustellen lässt, steht darunter sogar „Ihr unbequemster Humboldt“.⁴⁵ Man stellt sich den ehrenwerten Professor Encke vor, aus dem Bett geklingelt und in durchaus gemischter Stimmung.

Dem wackeren Encke war's bei solchen Kapriolen nicht ganz geheuer. Er schreibt hölzern und geradezu strammstehend typischerweise: „Ew. Excellenz beehre ich mich in Bezug auf die Stelle in Newtons ‚Principii‘ gehorsamst zu bemerken, dass...“⁴⁶ Humboldts schmeichelnde Umarmungstaktik hatte für die gebauchpinselten Empfänger zumindest die Schattenseite, dass sie dem großen Mann nichts abschlagen konnten. Humboldt an Encke: „Darf ich Sie nun bitten, mein Theurer, die ersten Bogen meines Buchs streng zu prüfen.“⁴⁷ Dem war sogar ein solch hochgestellter Würdenträger wie der permanente Sekretar der Akademie der Wissenschaften hilflos ausgeliefert, der nun für den „Urgreis“, wie Humboldt sich selbst nannte, Korrektur lesen musste. Alles unter Kollegen, denn der Kammerherr des Königs und Kanzler des Ordens Pour le Mérite war nicht Enckes Chef und hatte ohnehin kein eigenes Institut, keine Assistenten, keinen Sekretär, nur seinen Kammerdiener Johann Seifert.

Nun wäre es unerträglich, wenn wir alle Briefe in der Manier Alexander von Humboldts schrieben und uns nostalgisch in eine Zeit zurückphantasierten, als „flache Hierarchien“ noch „Freundschaft“ hießen. (Humboldts Feinde: das wäre ein Thema für sich.) Aber ein wenig mehr epistolarischer Einfallsreichtum könnte nichts schaden. Heute proliferiert bei uns in E-Mails zwischen Wissenschaftlern das amerikanische „I hope this finds you well“ oder sein noch plumper klingendes deutsches Äquivalent „ich hoffe, es geht Ihnen gut“. Da schwingt die versteckte Drohung mit, dass es einem gefälligst gut zu gehen habe. Wenn nicht, hat man Pech gehabt. Wie ähnlich und dennoch wie viel humaner ist da ein schlichter Gruß aus dem Jahre 1790: „Jede Nachricht von Ihrem Wohlbefinden wird zur wahren Freude gereichen Ihrem ergebensten ... Immanuel Kant“.⁴⁸

⁴⁴ Alexander von Humboldt / August Böckh, *Briefwechsel*, hg. v. Romy Werther, Berlin 2011 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung, Bd. 33), Nr. 72 (S. 137), Nr. 91 (S. 158)

⁴⁵ Humboldt / Encke, *Briefwechsel*, Nr. 395, S. 428.

⁴⁶ Ebd., Nr. 380, S. 413.

⁴⁷ Ebd., Nr. 256, S. 277.

⁴⁸ Immanuel Kant, *Briefe*, hg. u. eingel. v. Jürgen Zehbe, Göttingen 1970, S. 163 (an Johann Gottfried Kiesewetter).